

Owen Sheers

Ein Spatz in der Hand

Eine späte Ankunft in einem neuen Land. Es war ein Vergnügen, das er als Kind zu schätzen gelernt hatte. Schlaftrunken auf dem Rücksitz des elterlichen Autos, zusammengesackt in einem Eisenbahnwaggon, die Stirn an das vibrierende Fenster gelehnt. Dann, während die Koffer ausgeladen wurden – dunkle, kubistische Skulpturen, die sich auf dem kühlem Asphalt versammelten –, stieg er aus und sah sich das unbekannte Ziel unterm Nachthimmel an. In der Ferne, verschwommen, die Aussicht auf einen Strand. In der Nähe, etwas deutlicher, ein dunkles Feld, vielleicht ein Pool oder ein Sandkasten. Die tintenschwarzen Gebäudeblöcke vor dem nachtblauen Himmel. Irgendwo das Geräusch des Meeres. Es waren diese Beinahe-Ankünfte, die er mochte; unvollständig, bis sich morgens unter der strahlenden Mittelmeersonne die Landschaft seiner Ferien in ihrer ganzen Wahrhaftigkeit offenbarte.

Relikte dieser Empfindung spürt er auch jetzt, während er den Vorhang zur Seite rafft und aus der Glastür des Hotels, über den weißen Balkon, nach unten auf den Platz sieht. Frühmorgendliche Kaffeetrinker sitzen unter Platanen, der Kies um sie herum gesprengelt vom Sonnenlicht, das durch die Blätter fällt. Schaut er über die Bäume hinweg, sieht er einen weißen Turm mit einer Uhr vor einem blauen Himmel, und dahinter, hangwärts, wie übereinander gestapelt, magnolienfarbene, stuckverzierte Häuser. Ohne den Blick zurück auf den Platz zu wenden, auf die Pullover

der Männer, die Halstücher der Frauen, weiß er, dass es trotz blauem Himmel kühl ist. Ein Herbstmorgen, kein sommerlicher. Den Vorhang noch immer mit der einen Hand gerafft, fasst er mit der anderen die Türklinke und drückt sie nieder. Der Mechanismus gibt mit einem dumpfen Geräusch nach und er öffnet die Tür, gerade so weit, dass ein Luftzug hinein und der Lärm der gurrenden und plusternden Tauben oben auf dem Dachgesims zu ihm durchdringen kann.

Er wendet sich ihr zu. Ein Sonnenstrahl zerschneidet ihren Rücken, das zerknitterte Laken, aber ihr Kopf liegt im Schatten des Zimmers, und sie schläft noch. Seit einer Woche hatte er sie nicht gesehen, als sie sich gestern Abend trafen. Er war geschäftlich unterwegs gewesen, sie hatte in London gearbeitet. Beide waren sie beruflich engagiert, und im Laufe der siebentägigen Trennung hatte die Spannung zugenommen, wenn sie telefonierten. Es war daher kein Wunder, dass er enttäuscht war. Sie nicht anzusehen – in dieser Hinsicht wurde er nie enttäuscht –, und wie immer bewunderte er sie auch diesmal, als sie durch das Gewimmel am Flughafen ging, das dunkle Haar hinten zusammengebunden, wie er es gern hatte, so dass der sehnige Hals Platz zum Atmen hatte. Er hatte sie beobachtet, wie sie sich ihren Weg auf ihn zu bahnte, Ausschau nach ihm hielt, und wieder war ihm aufgefallen, dass sie die Blicke anderer Männer auf sich zog. Dann hatte sie ihn gesehen, und er wusste umgehend, dass er enttäuscht sein würde. Schon wappnete er sich, hoffte, dass ihre ersten Worte freundlich ausfielen, sie ihm ihre Lippen darbot. Es war nicht wie erhofft, sie hatte ihm nicht ihre Lippen dargeboten, und er

spürte den für das Wochenende sich abzeichnenden Riss dieses brüchigen Anfangs, wie ein auf schwachem Fundament errichteter Glaspalast. Es war ein Fehler seinerseits, das wusste er jetzt, aber er konnte nichts dafür. Anfänge waren ihm wichtig. Erste Worte, einleitende Sätze. Die Möglichkeiten, die sie in sich bargen. Sie legten Muster fest, erzeugten komplizierte Schwingungen, die er nicht abschütteln konnte; wie feine Haare, die in seinem Körper wuchsen, die er spüren, aber nie berühren konnte.

Er sieht sie an. Sie weiß es, entnimmt es der Textur seiner Geräusche. Den Pausen in der Bewegung. Ein Sonnenstrahl ergießt sich über ihren Rücken, aber das warme Band fühlt sich an wie sein Blick, der auf sie fällt. Sie weiß auch, an was er denkt. Gestern Abend. Sie war müde, musste die letzte Konferenz abkürzen. Die U-Bahn und der Zug waren voll, Leiber drückten sich an Leiber, der Bürogeruch. Er hatte vergessen, ihr die Flugnummer mitzuteilen. Sie fand nicht den richtigen Schalter. Sie vertraute ihm nicht.

Dann der Flug. Keine Platzzuweisung, und ein frisch überlackiertes Flugzeug, das offensichtlich zu alt war; die aufklappbaren Aschenbecher in den Armlehnen. Die Turbulenzen zermürbten sie, wie immer, und das wusste er, und trotzdem, sie weiß, dass er an so etwas nie denkt.

Sie rührt sich, einerseits, um den Gedankenfluss zu unterbrechen, andererseits, um ihm zu zeigen, dass sie wach ist. Sie spürt das Gewicht seines Körpers auf der Bettkante, seine Hand, noch kalt vom Luftzug am Fenster, auf ihrer Schulter.

„Wie spät ist es?“ Sie spricht ins Kissen hinein, leise,

mit geschlossenen Augen.

„Kurz nach acht.“

„Du bist schon früh auf.“

„Ich wollte einen Spaziergang machen, eine Zeitung besorgen.“

„Hm, das ist nett. Wie ist es draußen?“

„Angenehm. Kühl, glaube ich. Ich bin gleich wieder da.“

„Gut.“

Seine Finger lassen von ihr ab. „Ich liebe dich.“

„Hm, ich dich auch.“

Sie lauscht seinen Schritten auf dem Teppich, dem Rascheln des Mantels, den er von der Stuhllehne nimmt, dem Schnapp, Schwung, Schnapp der Tür, die geöffnet und wieder geschlossen wird. Seine Schritte verhallen auf der Treppe, und sie dreht sich um, seufzt, wendet den Kopf auf dem Kissen so weit, bis der Sonnenstrahl ihr Gesicht erwischt und sie seine Wärme spürt, plötzlich und glitzernd unter den geschlossenen Augenlidern.

Den Vogel sehen sie beim Verlassen des Hotels. Der Tag, der so kühl begonnen hatte, hat zu einer satten Septemberwärme gefunden, und die Trinker vorne auf dem Platz tragen jetzt T-Shirts und leichte Kleider. Die beiden nehmen jedoch den Hinterausgang, durch einen, von einer mattfarbenen Mauer eingefassten Hof in eine ruhige, schmale Seitenstraße, die ausgebleicht in der grellen Sonne liegt. Dort sehen sie die Taube.

„Ist sie tot?“

Als hätte er sie verstanden, hebt der Vogel einen Flügel und zuckt Mitleid erregend in dem fahlen Staub.

„Wahrscheinlich von einem Auto angefahren“, sagt er, schaut sich um, die schmale Hangstraße hinauf, zwischen den weiß getünchten Häusern. Von weiter unten, am Fluss, hört er Autos, und er kann sich die heißen, klebrigen Autositze vorstellen, den dicken Benzindunst in der Hitze, doch hier oben sind keine Autos. Sie nimmt die Sonnenbrille ab und geht zu dem Vogel.

„Ich glaube, der Flügel ist gebrochen.“

„Und ein Bein, so, wie es aussieht.“

Die Taube liegt auf der Seite, im Staub, regungslos, außer den klimpernden Augenlidern

Sie sieht ihn an.

„Irgendwas müssen wir machen.“

Er sieht hinunter auf den Vogel. Die Federn am Hals sind violett und blau, wie in einem Brennofen glasiert.

„Ich weiß nicht. Ich glaube, er ist so gut wie tot.“

Dennoch hebt er ihn auf, erstaunt, wie leicht er ist. Der Vogel wehrt sich nicht, liegt lahm in seinen Händen. Er trägt ihn zum Straßenrand, wo sich im flachen Rinnstein der Regen des Vorabends gesammelt hat.

„Vielleicht braucht er nur etwas Wasser.“

Er legt ihn in Reichweite der Pfütze ab und bleibt stehen. Beide blicken einen Moment lang auf ihn hinab. Ihm fällt auf, wie dünn die roten Beine sind, ihr, wie die Federn sich überlappen, ein Fächer aus Grau- und Weißtönen, die Farben des winterlichen Meeres. Er berührt sie im Kreuz.

„Ich glaube, samstags machen die Geschäfte hier früher zu.“

Sie wenden sich von dem Vogel ab und gehen den Hang hinauf,

der sie, durch Seitenstraßen, ins Zentrum der kleinen Stadt führt. Die Sonne brennt ihnen auf den Nacken; er blinzelt in dem grellen Schein, und sie setzt sich die Sonnenbrille wieder auf die Nase.

Er möchte vor der Trauung picknicken. Bei seinem Spaziergang hat er eine Stelle am gegenüberliegenden Flussufer entdeckt, die ihm ideal dafür geeignet scheint. Schattig, weiches Gras, nicht von der Sonne verbrannt. „Die perfekte Stelle“, hatte er zu ihr gesagt.

„Die perfekte Stelle.“

Bei ihrer Rückkehr tragen sie Plastiktüten, voll mit Einkäufen: Käse, Schinken, Obst, eine Flasche Wein und zwei knusprige Baguettes. Den ganzen Weg über, den Hang hinunter, Richtung Hotel, behält er den regungslosen Körper der Taube im Blick.

„Sie ist tot“, sagt er, als er das Tor zum Hof aufmacht.

„Ja“, antwortet sie, eine Spur Erleichterung in der Stimme. „Ja.“

Der Rasen am Fluss ist nicht so weich, wie es vom anderen Ufer aus den Anschein hatte, sondern stoppelig, stachelig und erstaunlich steif. Er sticht in die Haut, durch seine Baumwollhose und ihren Sommerrock hindurch. Die Sonne ist höher gestiegen, seit er den Platz zum ersten Mal sah, und die üppige Schattendecke hat sich zu einem dunklen Fetzen auf dem abgeschabten Boden verkleinert. Der Korken zerbröselt in der Flasche, und immer wieder lassen sich Fliegen, vom Wasser angezogen, auf ihren Gesichtern und auf ihrem Hals nieder. Die Luft riecht nach Autoabgasen.

Er weiß es nicht, aber es ist dieses Gras, das ihn an ihrer

gemeinsamen Liebe zweifeln lässt. Es hat seinen Entwurf, wie sein Leben aussehen sollte, ins Wanken gebracht. Statt die Schuld aufs Gras zu schieben, oder auf sich selbst, beschuldete er sie. Während sie so in der Nachmittagssonne sitzen, stellt er sich, wieder Mal, ein Parallelleben vor, in dem er hier an dieser Stelle mit einer anderen Frau sitzt, mit der das stechende Gras, die Fliegen, die unangenehme Hitze, der zerbröselte Korken nicht so viel ausmachen würden. Und als sie sich an ihn lehnt, er die Unterseite ihres Handgelenks streichelt, beschließt er, wie schon hunderte Male zuvor, sich von ihr zu trennen, wohl wissend, dass er dazu nie den Mut aufbringen wird.

Sie liegt mit geschlossenen Augen da, spürt seine Fingernägel ihren Arm entlangstreichen, und wieder einmal weiß sie, was er denkt. Sie hat gelernt, die Muster zu erkennen, die Ebben und Fluten seiner Zuneigung, und im Laufe der Jahre die Gezeiten zu registrieren, sie bestimmten Ereignissen zuzuordnen. Sie hat sich zu einem Kartografen seiner Gefühle entwickelt, doch jetzt zehrt die Arbeit, sie zu navigieren, sich in den Gewässern kundig zu machen, an ihren Kräften. Das Geben und Nehmen. Die drohende Flaute seiner Liebe. Seit einiger Zeit muss sie häufiger an ein Interview denken, das sie mal im Fernsehen gesehen hat. Eine befreite Geisel auf dem Sofa einer Frühstücksshow, über seinem jetzt glatt rasierten Gesicht eingeblendet ein Foto von ihm, zerzaust und mit Bart. Sie hatte auf der Bettkante gesessen, ein Strumpfbein bis zum Schenkel hochgezogen, das andere wie ein Handschuh um die Hand gewickelt, während der Mann dem Talkshowmaster beschrieb, wie seine Wächter ihn jeden Morgen

nach draußen führten, um ihn zu exekutieren. Jeden Tag die gleiche Prozedur – die Augen verbunden, die Hände gefesselt, auf den Knien, in einem dreieckigen Innenhof, das metallische Klicken und Ratschen, wenn hinter seinem Kopf die Gewehrhähne gespannt wurden. Und dann – nichts, nur in der Ferne das unbestimmte Dröhnen und Gezänk des Stadtverkehrs. Alles auf ein Ende ausgerichtet, das nie eintrat. Schließlich, so erklärte er, zielte sein sehnlichster Wunsch auf den Dreh- und Angelpunkt dieses immer wiederkehrenden Moments ab, auf jene kinetischen Sekunden zwischen Leben und Tod. Danach wollte er nur noch das Ende, keine Möglichkeit eines Aufschubs mehr, nur noch das Ende, das nie kam.

Als sie ihm, am Tor zum Hof ihres Hotels, Grashalme von seinem Rücken abwischt, sehen sie, dass sich der tote Vogel bewegt. Zuerst glaubt er, es sei der Wind, der sich in den Federn verfängt. Doch dann zuckt der Flügel erneut, und als er hinget, klappen die runzeligen grauen Augenlider um die winzigen schwarzen Perlen auf.

Er bückte sich zu dem Vogel hinunter, spürt den Schweiß in seinen Kniekehlen.

„Besser, ich töte ihn“, sagt er und sieht sie dabei nicht an.

Er vernimmt ihre Schritte durch den Hof, das Öffnen und Schließen der Hoteltür. Dann ist es still. Es ist Nachmittag, die Autos parken neben dem Fluss, und die Stadt schläft. Die Durchfahrtsstraße, in der er hockt, erscheint ihm ungewöhnlich hell, das grelle Sonnenlicht von den weiß getünchten Wänden reflektiert. Er

hebt die Taube hoch, die Hände um die Flügel gelegt, und trägt sie zur anderen Straßenseite, dorthin, wo die Wand im Schatten liegt und über ihm, aus einem Blumenkasten mit Geranien, eine Kletterpflanze herabhängt.

Er weiß, was er zu tun hat. Sein Großvater hat ihm als Junge gezeigt, wie man Hühnern das Genick bricht, dennoch betrachtet er lange den Vogel, wägt in Gedanken sein Leben ab. Schließlich hebt er ihn wieder auf, aber umschließt die Flügel mit den Händen zu langsam, und die Taube, die zuvor so lahm gewesen war, flattert und kämpft, seine Absicht spürend, gegen ihn an. Überrascht von der plötzlichen Energie, lässt er sie zu Boden fallen; sie versucht, vor ihm davonzukriechen, knickt mit dem gebrochenen Bein und dem gebrochenen Flügel immer wieder ein. Wieder streckt er die Hände nach der Taube aus, hält sie diesmal etwas entschlossener fest; und obwohl er spüren kann, wie sich ihre feinen Muskelstränge unter seinen Fingern anspannen, bleibt die Taube ruhig, ihr Kopf hängt lahm über seinen Fingerknöcheln. Er legt den Zeigefinger seiner rechten Hand an ihre Kehle, den Daumenballen hinten an den Hals; seine Finger sinken in die Federn ein, bis sie sich beide Seiten des dünnen Rückgrats ertastet haben. Ein Atemzittern rinnt unter seinen Fingern durch die Kehle, während er seine andere Hand in einer losen Faust über den Kopf stülpt, Schnabel und Augen bedeckend. Den Daumen herabdrückend, als wollte er einen Zweig abbrechen, schließt er die Hand über dem Kopf enger zusammen und zieht und dreht. Das Genick will nicht brechen, und die Taube kämpft, öffnet,

mit einem schwachen Keuchen, den Schnabel in seiner Faust. Panisch schlägt sie sich einen Flügel frei, und als er versucht, ihn wieder unter seine Finger zu bekommen, erhascht er einen Blick auf die weit aufgerissenen Augen. Er schließt die eigenen Augen, versucht es erneut, zieht mit Gewalt und wringt den Vogel wie ein Geschirrtuch. Als er die Augen wieder öffnet, begreift er erst nicht, warum seine Hände so weit auseinander sind, bis er nach unten blickt, den kopflosen Körper sieht, und den dünnen herauspumpenden Blutstrahl, der an die weiße Tünche der Wand spritzt.

Er zuckt zurück, öffnet die Hand und lässt die geköpfte Taube fallen. Einige Sekunden lang bewegt sich der Körper des Vogels ruckartig und krampft, die Flügelspitzen ritzen im Staub. Der Kopf liegt daneben, umgeben von einem dunklen Fleck, die Augen klappen zweimal auf und zu, dann öffnet sich der Schnabel, und es entweicht ein langes Zischen; kurz erscheint die dünne, graurosa Zunge, dann sackt sie zurück, und die Augenlider schließen sich und verflachen.

Im Stehen stупst er den Körper, dann den Kopf mit dem Schuh gegen die Wand. Er sieht die leere Straße auf und ab, dann dreht er sich um und betritt den Hof des Hotels, seine bespritzten Hände vor sich haltend, wie ein Mensch, der seine Arme in eine Säure getaucht hat und befürchtet, sich zu verbrennen, wenn er sich berührt.

Abends schauen sie der Trauung ihrer beiden Freunde in einem Landschlösschen zu. Die Braut trägt ein rotes Seidenkleid, das

sie selbst genährt hat, und immer wenn er sie anschaut, sieht er den Blutspritzer an der weißen Wand vor sich. Während der Zeremonie sitzen sie zusammen, halten Händchen, und vor dem Hintergrund der Predigt des Priesters beschließt sie, selbst das Ende herbeizuführen. Sie hat es satt zu warten, und obwohl sie nichts sagt, weiß er Bescheid. So wie der Vogel den Unterschied zwischen seinen tötenden und seinen sorgenden Händen spürte, so spürt er die Veränderung in ihrer Umarmung. Nach dem Essen im offenen Innenhof des Schlosses bleibt er an dem leeren Tisch sitzen, überwältigt von ihrer Nachwirkung, während sie im Raum gegenüber tanzt. Um ihn herum wirbeln die Kellner, zünden Kerzen an, und genau im Torbogen des Eingangs geht die Sonne unter und bringt die Bleiglasfenster der Kapelle zum Leuchten. Während er zuschaut, wie sie tanzt und sich dreht, zwischen den Fenstern und den Säulen, die den Innenhof umgeben, verschwindet und wieder erscheint, rufen sich die Tauben auf den Dächern gegenseitig etwas zu und fliegen in Schwärmen quer durch den rechteckigen Ausschnitt des sich verdunkelnden Himmels über ihm. Er schaut ihnen zu, und er staunt, wie nie zuvor, was für wundersame Tiere sie sind. Über die Eleganz ihrer Sturzflüge, und über die Zerbrechlichkeit ihres kleinen Lebens, das ihr feines Knochengestüt enthält, das sich so leicht zerdrücken last.